In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 83. Posen, den 30. September 1927. 9.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

2. Fortsetzung.

Um vier Uhr nachmittags war der Postwagen in Bonn angekommen, und nachdem er von seinem neuen Freunde Merkel herzlichen Abschied genommen, eilte er, sein mageres Ränzel schwingend, seinem Vaterhause in der Rheingasse zu. Bald war dasselbe erreicht, und den Gruß des vor dem Hause stehenden Bäckermeisters Fischer und dessen Schwester Cäcilie kaum erwidernd, stürmte Ludwig die enge steile Treppe empor, riß die Tür hastig auf und schoß in das zweite Zimmer, das Schlafzimmer seiner Eltern, hinein, wo er seine teure Mutter auf ihrem Krankenlager wußte.

Vor dem Bette sank er laut aufweinend in die Knie, faßte mit hastiger Inbrunst nach der Hand der Mutter, die er glühend an seine bebenden Lippen drückte und in der er sein Gesicht barg.

„Mutter! Teure Mutter! Da bin ich wieder bei dir!“

Ludwig schluchzte, daß es seinen ganzen Körper durchbebte.

Die Kranke legte ihre andere Hand sanft auf den Kopf ihres lieben Kindes und seufzte auf, wobei ein glückseliges Lächeln ihre bleichen Züge verklärte.

„Daß du nur gekommen bist, Ludwig!“ sagte sie mit schwacher Stimme. „Daß du nur da bist, mein teurer Sohn!“

Vater Beethoven, der mit ernster Miene zu Häupten des Bettes stand und mit vorwurfsvollen Blicken auf den weinenden Sohn sah, legte seine Hand schwer auf Ludwigs Schulter.

„Jetzt stehe auf, Ludwig, und sage, warum du gar so lange zu deiner Heimreise gebraucht hast. Wenn ich dir nicht immer geschrieben hätte, wärest du wohl gar nicht nach Hause gekommen?“

„Verzeih', Vater,“ sagte Ludwig mit tränenerfüllter Stimme, aber ich ahnte nicht, daß es mit der Mutter so schlecht stehe, und die Leute hielten mich immer fest, so daß ich nicht weiter kam. Erst in Augsburg, wo ich deinen so ernsten Brief erhielt, erfuhr ich, wie es eigentlich stehe und dann . . .“

„Dann hast du deinen Gastfreund, den Rat Schaden, um drei Karolin angebettelt.“

Ludwig erbleichte. „Wie, Vater, du weißt davon?“ stieß er beschämt hervor.

„Gewiß! Der Rat schrieb mir davon, und ich dachte mir gleich, daß du in Wien, anstatt Musik zu treiben, Leichtsinn und Schuldenmachen gelernt hast! Wer soll wohl dem Rat das Geld zurückzahlen?“

„Das werde ich selbst besorgen, Vater!“ brauste Ludwig auf; aber er wurde gleich wieder ruhig und besonnen, als sein Blick auf das glückstrahlende, aber wachsbleiche Antlitz der kranken Mutter fiel.

„Mutterle, wie geht es dir denn? Gelt, du wirst bald wieder gesund sein?“

Die Kranke lächelte schmerzhaft.

„Damit scheint es wohl anders zu lein, lieber Ludwig! Das einzige, was ich mir vom Leben noch erhoffte, war, dich wiederzusehen, mein teurer Sohn, und nun will ich gerne mein hartes Schicksal ertragen und sterben!“

„Mutterle, du darfst nicht sterben!“ rief Ludwig mit Tränen in der Stimme, „du mußt leben, um meinetwillen, bis ich etwas geworden bin und du über meine Zukunft außer Sorge bist.“ Er griff nach der bleichen Hand der Mutter, die er innig drückte, und sah sie mit flehenden Blicken an.

„Ich habe keine Sorge um dich, Ludwig,“ sagte die Mutter langsam und fast feierlich, „eher noch um die anderen, Vater, Kaspar und Nikolaus! Mir sagt mein Herz und mein Gefühl, daß du deinen Weg machen wirst, höher und weiter wie die anderen, und ich muß wohl die Fügung des Schicksals ertragen, daß ich so früh von dir und ihnen gehen muß. Es geht mit mir zu Ende, Ludwig . . .“ Ein heftiger Husten erschütterte den schwachen Körper der Kranken, deren Augen fast überirdisch glänzten und deren Stimme geklungen hatte, als käme sie bereits aus dem Jenseits.

Ludwig sank vom Schmerz überwältigt neben dem Bette nieder und weinte heiße Tränen. Tränen der Reue, daß er so lange gezögert, zur kranken Mutter heimzukehren. Tränen des Schmerzes, dieses teure Wesen verlieren zu müssen, das einzige, das ihm daheim Liebe und Güte entgegengebracht hatte, während des Vaters Strenge und Hartherzigkeit seit der frühesten Kindheit schwer auf ihm gelastet hatte. In ihm bäumte sich das Gefühl der Ohnmacht gegen das unerbittliche Schicksal auf, und er fühlte es zum erstenmal im Leben, daß das ganze Dasein des Menschen nur ein Kampf gegen unfaßbare und unsichtbare Gewalten sei und daß jeder höhere Mensch seine besten Kräfte in diesem Kampfe verschwenden müsse . . .

„Du wirst müde von der Reise sein,“ sagte nach einer Pause die Mutter, „auch hast du Kaspar und Nikolaus nicht begrüßt, die sich freuen werden, dich wieder zu sehen, Ludwig!“

Ludwig erhob sich, trocknete seine Tränen und versuchte zu lächeln.

Das Lächeln mißlang.

„Du hast recht, Mutter! Man muß dem Schicksal mutig begegnen; ich gehe zu meinen Brüdern und will sie recht herzlich begrüßen!“

Er drückte der Mutter noch einmal zärtlich die Hand, dann ging er festen Schrittes in das Nebenzimmer, wo seine beiden Brüder seiner harrten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wieder daheim!

Kein Jubelruf war es, der sich Beethovens Brust entrang, als er wieder in dem alten, anheimelnden Vaterhause war, das er erst vor vier Monaten verlassen hatte, um in dem Mekka der musikalischen Welt, in Wien, bei dem weltberühmten, kaum einunddreißigjährigen Meister Mozart seine musikalischen Studien zu vollenden. Mozarts Wesen und Kunst waren ihm so entgegengesetzt, daß selbst der Respekt vor dem Weltruhm nicht imstande

war, ihn für den Meister zu gewinnen, und Mozart selbst fehlte jede Eignung, sein Können als Lehrer auf andere zu übertragen. So war der junge Beethoven fast froh, als ihn nach wenigen Wochen der Ruf des Vaters zur kranken Mutter heimrief, und daneben schlummerte noch eine Sehnsucht, die ihn nach Bonn zog: die innige und keusche Liebe zu seiner Freundin Lore, Eleonore von Breuning, die Tochter einer Hofratswitwe, mit der und deren Brüdern Christoph und Stephan er gerne und oft in dem gastlichen Hause der Breunings verkehrt hatte.

Beethoven hatte dort oft seine Kunst produziert, und so war der junge Ludwig dort ein lieber und gerne gesehener Gast geworden, der sich aber am meisten zu der um zwei Jahre jüngeren Lore hingezogen fühlte, die eine Art von kindlicher Schwärmerei für den jungen Künstler empfand, die Ludwig mit der naiven Kraft seines ahnungsvollen Knabenherzens fühlte . . .

Nun, da er seine kranke Mutter, Vater und Brüder gesehen, trieb es ihn noch am ersten Abend, die holde Jugendliebe wieder zu sehen, und zu später Stunde — alles im Hause schlief bereits — schlich Ludwig leise und behutsam die Treppe hinab, öffnete geräuschlos die Haustür und eilte, eng an die Wände der Häuser gedrückt, die Gassen entlang, die zu dem Heim der Familie Breuning führten.

Wohl konnte er nicht daran denken, zu dieser Stunde im Hause Besuch zu machen, aber ein unwiderstehlicher Drang trieb Ludwig dorthin, um wenigstens in Lorens Nähe zu sein und, wenn er Glück hatte, sie von ferne zu sehen . . .

Mit klopfendem Herzen kam Beethoven vor dem Hause an, das fast ganz im Dunkeln lag. Nur ein Fenster des ersten Stockwerkes zeigte Licht, und von Zeit zu Zeit flog es wie ein Schatten über die weiße Gardine, anzeigend, daß in diesem Zimmer jemand weilte und wach war — es war Lorens Zimmer!

Ludwigs Herz erbebte wie in freudigem Aufjauchzen. Die Holde war wach und munter. Er durfte also hoffen, sie wenigstens am Fenster zu sehen und ihr ein Wort des Grußes sagen zu können.

Das Fenster des Gemaches stand offen, und Beethovens Augen hingen verlangend an dem weißen Rahmen desselben, in dem sich in der Nachtluft die Gardine hie und da leicht bewegte.

Wieder huschte ein Schatten im Zimmer vorbei. Beethoven erbebte.

Wie sollte er der Geliebten zu wissen tun, daß er vor ihrem Fenster harre. Er konnte doch nicht wie ein Troubadour ein Ständchen bringen, um die Holde ans Fenster zu locken, denn die Frau Hofrätin war streng, ungemein streng.

Ein leiser Pfiff, wie der Ruf eines Pirols, drang durch die Nacht.

Beethoven hatte ihn ausgestoßen, doch schon tat ihm diese Keckheit leid, und er drückte sich in eine finstere Tornische, die ihn völlig verbarg.

Seine Augen hingen wie gebannt an Lorens Fenster...

Da regte sich etwas hinter der Gardine. Eine zarte Hand schlug dieselbe zur Seite, und ein schlankes Wesen in duftigem Nachtgewand trat an das Fenster und blickte mit einem langen, sehnsuchtsvollen Blick auf den im Glanze der Sterne erstrahlenden Nachthimmel hinauf . . . Ein leichter Seufzer drang hinaus, dann trat die Gestalt in das Zimmer zurück, und das Licht erlosch . . .

Mit bebendem Herzen und angehaltenem Atem hatte Ludwig diese ganze Szene verfolgt. Hatte sie seinen lockenden Vogelruf gehört oder war sie ahnungslos ans Fenster getreten, um sich seinem sehnsuchtsvollen Blicke zu zeigen, während er ungesehen sich in der Dunkelheit barg.

Ein Jubel durchstürmte Ludwigs glückerfüllte Brust: Er hatte die Liebste gesehen, und selig schlenderte er wieder der Rheingasse zu, während es in seinem Herzen jauchzte und tirilierte: Eleonore . . . Musik aus himmlischen Sphären erfüllte ihn, und so schwer ihm die Krankheit seiner geliebten Mutter am Herzen lag, so groß und mächtig fühlte er die Liebe, die sein junges, schönheitstrunkenes Herz erfüllte.

Leid und Freud, die beiden Schalen der Schicksalswage . . .

II.

Junges Leid und junge Liebe.

Ein Monat war seit Ludwigs Heimkehr nach Bonn vergangen. Der junge Künstler nahm, soweit es die Rücksicht auf seine sterbenskranke Mutter gestattete, zu Hause seine musikalischen Studien wieder auf und knüpfte alle persönlichen und künstlerischen Beziehungen wieder an, die durch seinen Aufenthalt in Wien abgerissen waren. Sein liebster Zufluchtsort war das Haus Breuning, wo er immer gerne gesehen war und wohin ihn die Stimme des Herzens, die Liebe zu Eleonore, mächtig hinzog. Dort verbrachte er die wenigen Stunden, für die er sich vom Schmerzenslager seiner geliebten Mutter fortriß, und dort fand er freundlichen Zuspruch und Trost in seinem schweren Leid.

Daheim stand es nicht am besten. Das ganze Hauswesen litt unter dem Fehlen der führenden weiblichen Hand, und sein Vater, der mit Sorgen überladen war, fand niemals den warmen Ton herzlicher Liebe, wozu noch kam, daß er mit seinen Brüdern, dem damals dreizehnjährigen Kaspar und dem elfjährigen Nikolaus, nicht sonderlich harmonierte. Darunter litt das Familienleben im Hause Beethovens, und der etwas selbstbewußte Ludwig fühlte sich daheim als „unter Larven die einzige fühlende Brust."

Der 17. Juli war herangekommen, und der Arzt hatte Papa Beethoven und Ludwig schon bei der Morgenvisite schonungsvoll darauf vorbereitet, daß die Kranke ihrem Ende entgegensehe.

Ludwig erschrak bis in den Grund seines Herzens hinein. Zitternd faßte er die Hand des Arztes, und von seinen bebenden Lippen kam ein qualvolles Wort:

„Wirklich?"

„Ich glaube kaum, daß sie den heutigen Tag überlebt," sagte der Arzt bewegt, „und ich hielt es für meine Pflicht, Sie darauf vorzubereiten."

Papa Beethoven zuckte die Achseln. Er war schon seit Monaten auf dieses Ende gefaßt gewesen und fand die gehörte Mitteilung fast selbstverständlich.

Anders Ludwig! In ihm bäumte sich etwas auf, als wollte er dem drohenden Geschick in den Arm fallen, und da er seine Ohnmacht fühlte, traten heiße Tränen in seine Augen.

„Das ist ja unmöglich, Herr Doktor! Gerade gestern abend hat Mutter sich wohler gefühlt als seit langer Zeit und hat über eine Stunde lang mit mir geplaudert; über meine Zukunft und daß sie noch Freude an mir zu erleben hofft, und daß sie demnächst aus der Stadt gehen wolle, hinaus auf das Land, ins Siebengebirge, wo sie volle Genesung zu finden hoffe."

„Mein lieber Ludwig! Das bestätigt nur meine Aussage. Immer knapp vor der Auflösung spendet die Natur den Sterbenden Stunden vollkommenen Wohlbefindens. Der Kranke lebt neu auf und fühlt sich von allen Leiden befreit — Euthanasie, das schöne Sterben, nannten es die alten Griechen! Wie gesagt, es ist keine Hoffnung mehr, als die auf einen sanften, ruhigen Tod!"

Die Worte des Arztes hatten auf Ludwig einen geradezu niederschmetternden Eindruck gemacht, und heiße Tränen entquollen seinen Augen.

„Laß das Heulen, Junge," sagte der Vater rauh, „dazu hat es nachher Zeit! Gehe zur Mutter hinein und leiste ihr Gesellschaft; das wird ihr in ihrer letzten Stunde ein Trost sein, da sie dich am liebsten von uns allen hat!"

Ludwig trocknete mit dem Taschentuch Augen und Wangen und trat, ein heiteres Lächeln auf den Lippen, auf den Fußspitzen gehend in das Krankenzimmer.

Die Mutter lag schwach und bleich in den Kissen und hatte die weit offenen Augen starr auf die Decke gerichtet.

Ludwig nahm auf dem Stuhle neben ihrem Lager geräuschlos Platz.

„Bist du es, Louis?" kam es wie ein Hauch von ihren Lippen.

"Ja, Mutter, ich will an deiner Seite bleiben!"

„Das ist lieb von dir, Louis, und ich danke dir für all deine Liebe!"

(Fortsetzung folgt.)

Wenn ich in Nächten wandre.

Wenn ich in Nächten wandre
Ein Stern wie viele andre,
So folgen meiner Reise
Die goldnen Brüder leise.

Der erste sagts dem zweiten,
Mich zärtlich zu geleiten,
Der zweite sagts den vielen,
Mich strahlend zu umspielen.

So schreit ich im Gewimmel
Der Sterne durch den Himmel.
Ich lächle, leuchte, wandre
Ein Stern wie viele andre.

*

Mit besonderer Genehmigung des F. M. Spaeth-Verlages Berlin, den „Gedichten“ von Klabund entnommen.

Kamtschatka.

Ein Reisebrief von Sten Bergman.

Die Menschen, die in diesem gottverlassenen Landstriche wohnen, gehören zu den beklagenswertesten Geschöpfen. Eine Fahrt durch die sterbenden Dörfer an der Küste des Ochotskischen Meeres hat etwas Niederdrückendes. Hier wohnen die letzten Reste eines Volkes, das bald vom Erdboden verschwunden sein wird. In allen anderen Teilen Kamtschatkas sind die Kamtschadalen so sehr mit den Russen vermischt, daß sie ihre Sprache und ihre Eigenart verloren haben, in etwa zehn Dörfern dieser Westküste aber haben sie sich mit den Russen wenig vermischt und sprechen noch ihre eigene Sprache. Leider hat aber die Zivilisation auch diesen kleinen Volkssplittern ihre Spuren aufgedrückt. Alle Kamtschadalen, Männer, Frauen und Kinder, leiden an erblicher Syphilis, die von den Russen seit langem eingeschleppt wurde. In diesen öden Gebieten, wo jede ärztliche Hilfe fehlt, hat die Seuche fürchterlich gewütet. Außerdem aber wetteifern Japaner, Chinesen, Russen darin, die verfallenen Dörfer in Branntwein zu ertränken, den die kranken Kamtschadalen über alles schätzen.

Die Westküste Kamtschatkas bietet so gegenwärtig das erbarmungswürdigste Bild menschlichen Elends und zeigt in erschreckender Weise, wohin es führt, wenn ein Kulturvolk einem Naturvolk sein Joch auferlegt und seine schlechtesten Vertreter mit der Verwaltung des Landes beauftragt.

Ich gestehe, daß es nichts weniger als verlockend war, in ein solches Gebiet zu reisen, zumal wir für die Verpflegung gänzlich auf diese Dörfer angewiesen waren.

Das erste Dorf auf dem Wege nach Süden heißt Napana. Gegen Abend näherten wir uns der Siedlung, einem Haufen grauer, baufälliger Hütten, die in Abständen von einander lagen, als ob sie aufs Geratewohl mitten auf der Tundra verstreut worden wären. Die Hunde bekamen Witterung von den verfaulten Fischen des Dorfes und beschleunigten die Fahrt, so daß wir es bald erreicht hatten; wie überall, wurden wir von wütendem Hundegebell empfangen. Neugierige, Eingeborene in Pelzmänteln, die sie von den Korjaken erbettelt hatten, eilten aus ihrer Hütte. Nachdem wir die Hunde abgeschirrt und einen davon als Wächter zum Schlitten gesetzt hatten, ließen wir uns durch einen der Herumstehenden zu dem Hause des Kamtschadalen führen, bei dem wir übernachten sollten.

Als wir durch die Tür eintraten, schlug uns ein so fürchterlicher Gestank entgegen, daß wir fast ohnmächtig wurden. Die Hütte hatte nur einen Raum, und als einziges Möbelstück einen Tisch. Ein paar Kisten dienten als Stühle. Auf der einen konnte man lesen „California Fruits“, auf der anderen standen japanische Schriftzeichen. In einer Ecke lagen einige zerfetzten Kleider, Renntierfelle und ein zerbrochenes Grammophon. Einige kranke Eingeborene, die kaum noch imstande waren, sich zu erheben, lagen unter Pelzen in einer anderen Ecke. Halbnackte Kinder spielten auf dem Boden mit einem Stück Fleisch. Am Feuer lag ein ganzes gefrorenes Renntier zum Auftauen. Die Frau des Hauses, eine schwarzhaarige Kamtschadalin, kam scheu hervor, grüßte und verschwand dann in der Speisekammer, wo sie den in jeder Kamtschadalhütte vorhandenen Samowar bereit machte.

In dieser reizenden Umgebung wurden wir eingeladen, uns auf einer Kiste beim Tische niederzulassen und Tee zu trinken — zusammengepantschten Ziegeltee, der in ungereinigten Tassen aufgetragen wurde. Diesmal ließen wir aber den Tee in unsere eigenen Tassen gießen.

Plötzlich begannen alle Hunde des Dorfes gleichzeitig zu bellen. Das bedeutet, daß ein neuer Schlitten kommt. Aus alter Gewohnheit will man aus dem Fenster sehen, um zu erfahren, wer da kommt, findet aber, daß das Fenster aus zusammengenähten Fischhäuten besteht, die wohl das Licht hindurch, aber nichts draußen Befindliches erkennen lassen. Der Nachbar hat ein Fenster aus zusammengenähten Bärendärmen, der andere aus Seehundsdärmen, doch das üblichste Surrogat für Glas sind Fischhäute. Sie sind gar nicht so übel, halten aber nur einen einzigen Winter. Außerdem muß man die Fenster so hoch als möglich anbringen, da man sonst gewärtigen muß, daß die Hunde eines schönen Tages die Scheiben auffressen.

Ich machte einen Spaziergang zwischen den Hütten, um Hundefutter aufzutreiben, ein Unternehmen, das oft auf Schwierigkeiten stößt. Das ganze Dorf riecht nach verfaulten Fischen. Von den Häusern sieht eines wie das andere aus. Derselbe widrige Gestank, derselbe Schmutz, dieselben Krankheiten, dasselbe Elend. Die Kamtschadalen sind derart faul, daß sie im Sommer nicht genügend Fische fangen, so daß der Vorrat nicht reicht, bis die Fischzüge wieder kommen, obwohl sie in einer Woche oft ihren Bedarf für das ganze Jahr decken können.

Es dunkelte, und der Kamtschadale zündete seinen „Schirnik“ d. h. die Tranlampe an. Sie besteht aus einer an der Wand aufgehängten Schale aus Eisen, die mit Bären- oder Seehundsfett gefüllt wird. Ein kleiner Fetzen Zeug dient als Docht. Wir setzten uns hin und plauderten mit unserem Wirte. Er selbst sprach ganz gut Russisch, seine Familie aber konnte nur Kamtschadalisch. Er erzählte, wie mühevoll das Leben auf Kamtschatka sei, wie man den ganzen Sommer mit der Fischerei zu tun hätte, wie wenig Fische es nun gäbe, seitdem die Japaner gekommen wären, und wie schwer es sei, im Winter ein Zobelfell zu erlangen. Man muß oft zwei bis drei Tage vom Dorfe wegfahren, um einen Zobel zu fangen. Wenn nur die Korjaken verschwinden würden, dann ginge es wohl wieder, aber sie vergrämen alle Zobel. Allein, es ist wahr, ich muß jetzt bald wieder zu den Korjaken, um frisches Fleisch zu holen, denn ich habe nichts mehr für die Hunde. Die Fische sind alle aufgezehrt, und es sind noch immer ein paar Monate bis zum Frühling. Niemals hat man Rast oder Ruhe. Wie soll man Zobel fangen können, wenn man jede Woche um Fleisch fahren muß? Das nimmt einem ja den halben Winter,“ so klagt er in einem fort.

Es trifft tatsächlich zu, daß die verkommenen Kamtschadalen an der Westküste verhungern müßten, wenn ihnen die Korjaken nicht helfen würden. Diese füttern mit ihren Renntierherden fast die gesamte Einwohnerschaft jener Gegend. Die Kamtschadalen fahren zwischen ihren Dörfern und den Jurten der Korjaken hin und her und erbetteln sich Renntierfleisch. Die guten Korjaken können es nicht mitansehen, daß ein Mitmensch Hunger leidet, und schlachten einige Renntiere für sie. Die Korjakenfrauen nähen sogar Kleider aus Renntaerfellen für die Kamtschadalen, die behaupten, nicht nähen zu können, in Wirklichkeit aber wohl zu faul dafür sind.

So wie das genannte Dorf sahen alle übrigen aus. Derselbe unbeschreibliche Jammer, dieselbe fürchterliche Faulheit. Es war eine Qual, sich in den Dörfern aufhalten zu müssen. Wäre das Wetter nicht gar so schlecht gewesen, und hätte uns nicht der Hunger in die Dörfer getrieben, wir hätten es unmöglich ausgehalten.

Einige dieser von Syphilis verseuchten Dörfer waren so abschreckend, daß wir es nicht über uns bringen konnten, in ihnen zu bleiben, sondern nur Futter für die Hunde und Proviant für uns selbst beschafften und dann die Fahrt einige Meilen weiter fortsetzten, um unter freiem Himmel oder auch in einer Erdhöhle zu übernachten, wie man sie zwischen zwei weiter abgelegenen Dörfern als Obdach für die Reisenden oft findet. Bei gutem Wetter war es viel angenehmer, den Abend an einem wärmenden Lagerfeuer draußen in der Wildnis zu verbringen, wo uns das Renntierfleisch und die Fische unendlich besser schmeckten, als in der widerlichen Luft einer Kamtschatkahütte.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Strecker u. Schröder, Stuttgart, dem Buche „Vulkane, Bären und Nomaden“ von Sten Bergman entnommen.)

Die Musik mit dem Stab.

Das Wunder der Frankfurter Musikausstellung

Nicht die Musik mit dem Taktstock des Dirigenten, der sein Orchester lenkt, eine geheimnisvolle Musik ohne jedes Musikinstrument, nicht mit der menschlichen Stimme, sondern mit den Händen erzeugt, das ist die Sensation der Frankfurter Musikausstellung. Noch schweben um das Ganze die Rätsel des Geheimnisvollen, des Ungelösten, noch sind die technischen Vorgänge dem Laien unverständlich. Da ist aus Moskau, oder eigentlich aus Leningrad, ein russischer Professor mit Namen Theremin gekommen, hat mit Hilfe seines Assistenten, des Physikers Goldberg, einen Kasten aufgestellt, der an unsere Radiokästen erinnert, und auf dem ein Metallstab steht und an dessen Seite noch ein gebogener Metallstab angebracht ist, und der schließlich einen einfachen elektrischen Kontakt zu einem gewöhnlichen Radiolautsprecher besitzt. Professor Theremin tritt vor seinen geheimnisvollen Apparat, bewegt die Hände auf und ab, als ob er das Philharmonische Orchester dirigiere, und es ertönt geheimnisvolle, unerklärliche Musik. Ein Schwelgen von Tönen bald fern, bald nah. Geigenklänge ertönen, ein Cello summt, wie von menschlicher Stimme getragen erklingt ein Lied, und alles steht stumm und staunt vor diesem musikalischen Geheimnis.

Bei der ersten Vorführung spielte der Erfinder Prof. Theremin und sein Assistent, der Physiker Goldberg, an zwei Apparaten, bald die erste und die zweite Geige, bald das erste und das zweite Cello, während die Klänge eines durchaus normalen und gewöhnlichen Klaviers ihre Musik begleiteten. Die gezauberten Töne waren von außerordentlicher Klarheit und Reinheit und gleichen bis zur völligen Identität den Tönen des Instrumentes, das sie darstellen sollen.

Der technische Vorgang dieser geheimnisvollen elektrischen Musik ist, so weit man ihn bisher kennt, etwa folgender:

In dem Radiokasten wird mit Hilfe elektrischer Batterien ein sogenannter elektrischer Wechselstrom erzeugt. Der elektrische Wechselstrom ist an sich ein physikalisches Geheimnis, über das wir noch verhältnismäßig wenig wissen. Wir wissen nur, daß im Gegensatz zu den gewöhnlichen elektrischen Wellen, die eine Länge von 1 Millimeter bis 40 Kilometer besitzen, die Wellen des elektrischen Wechselstromes sich in den Größenordnungen von 40 bis 10 000 Kilometern bewegen.

An dem Apparat sind zwei Antennen angebracht, die eine in Form eines geraden Stabes, die andere in Form eines zur halben Ellipse gebogenen Drahtes. Zwischen diesen beiden Antennen nun entsteht ein elektromagnetisches Feld. Radioröhren vermitteln elektrische Ströme der verschiedensten Frequenz und Länge. Nähert man nun diesem elektrischen Felde einen Elektrizitätsleiter, also beispielsweise eine menschliche Hand, so schlagen die elektrischen Wellen in akustische Wellen um und werden als solche hörbar. Dieser Prozeß ist in seinen Einzelheiten noch das Geheimnis des Erfinders. Jedenfalls wirkt das elektromagnetische Feld fast genau wie die Seite einer Geige, die durch einen Fingerdruck verkürzt oder verlängert wird und je nachdem Töne verschiedener Höhe hervorbringt. Auch innerhalb des elektromagnetischen Feldes genügt die geringste Bewegung der Hand oder der Finger, um die Tonhöhe zu verändern. Nähert sich der Finger dem Zentrum des elektromagnetischen Feldes, so steigert sich die Tonhöhe und umgekehrt.

Die zweite ringförmige Antenne, die ebenfalls elektromagnetische Wellen erzeugt, dient zur Veränderung der Tonstärke. Nähert man die zweite Hand dieser Antenne, so verändert sich die Schwingungsperiode, die den Stärkegrad des Stromes und damit der Töne bedingt. Sobald man die Hand der Antenne nähert, wird der Ton stärker, sobald die Hand sich von ihr entfernt, wird der Ton schwächer und verklingt leise im Hintergrund. Auch sonst ist durch Handbewegung jede Modulation der Töne, wie Vibrieren, Anschwellen und Abklingen, zu erreichen.

Das Instrument oder besser der Apparat, der diese geheimnisvolle elektrische Musik erzeugt, wird ohne Frage eine Revolution im Gebiet der Musik hervorrufen. Das Orchester ohne Instrumente ist kein sinnloser Zukunftstraum mehr, ist eine Erscheinung, die wir vielleicht noch alle in gar nicht allzu ferner Zeit erleben werden, und der Musiker wird in noch viel höherem Maße als bisher, fast wie der Bildhauer und Maler, mit seinen Händen die moderne Musik formen und bilden können.

Wie Alexander Moissi entdeckt wurde.

Die Schicksale berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen sind mannigfaltig und die Auspizien, unter denen sie ihre Laufbahn begonnen haben, mitunter äußerst erheiternd. Gerade unter den Größten finden wir es oft, daß ihnen jegliches Talent bei Beginn ihrer Laufbahn abgesprochen wurde. Zu diesen gehört Alexander Moissi, der in dem Buch „Moissi", das im Eigenbrödler-Verlag zu Berlin erschienen ist, seine Entdeckung durch Kainz wie folgt schildert:

„Die Suche nach Brot — mein gesegneter Appetit — mein knurrender Magen und der allmächtige Zufall brachten mich ins Burgtheater — als Comparse (in dem vornehmen k. k. Hofburgtheater nannte man den Statisten „Comparsen") — Honorar 30 Kreuzer = 1,30 Mk. pro Abend. Aber ich will nicht prahlen — so eigentlich Comparse war ich nicht — nur Hilfskomparse. Vielseitigkeit mußte man als Comparse schon aufweisen: im „Meister von Palmira" trat massenhaft griechisches Volk auf, also war ich ein „alter Grieche"; in „Julius Cäsar" ein „alter Römer"; in „Cyrano de Bergerac" ein „Gascogner Kadett"; aber in „Tartuff" von Molière, da geschah's: ich bekam — wohl nur durch ein Versehen — eine „Rolle"; ich war der Diener des Tartuff und dieser Diener hat sogar einen Namen — er heißt Lorenz. Zu sprechen hat er zwar gar nichts — aber immerhin, er wird angesprochen, und der Tartuff, dem ich als Diener Lorenz zu dienen hatte, war — Josef Kainz.

Ich hatte ihn häufig gesehen — aber er mich nicht. — Von seinem Diener begleitet tritt Tartuff ganz im Hintergrund links auf. Vor dem Auftreten stehe ich neben Kainz und sage „Guten Abend" — aber er sieht mich nicht an. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand fährt er über eine Holzbrüstung, beschaut sich seinen staubigen Finger und meint zum Inspizienten: „Es könnte schon im Theater für mehr Sauberkeit gesorgt werden." (Gott — er kam aus Berlin.) Der Inspizient — nervös zappelnd — sagt: „Bitte, Herr Kainz — Auftritt" und zu mir: „Sie auch." Ruhig und gelassen beginnt Kainz seine Rolle: „Lorenz, mein Diener, mein Bußkleid liegt bereit" — hier schaut Kainz auf — gerade in meine Augen — sagt noch drei Silben — stottert — bleibt stecken! Ein bärtiger Mann weit vorn im Souffleurkasten brüllt ihm „im Flüsterton" allerlei zu — ich gerate in Schweiß — der Inspizient eilt herbei als rettender Engel — und hilft endlich dem armen Kainz aus der Klemme.

Dieses Steckenbleiben hatte Folgen — nicht für Kainz — aber für mich; denn am nächsten Tage wurde ich in ganz Wien gesucht. Endlich gefunden, jagte man mir einen nicht geringen Schrecken ein; Herr Direktor Hofrat Dr. Schlenther wünsche mich zu sprechen. Ich stand vor Schlenther, der mich freundlich auffordert, ihm etwas vorzusprechen — aber ich konnte ja nichts — versprach etwas zu lernen. Nach rascher Beratung mit meinen Kollegen der Comparserie entschied ich mich für „Uriel Acosta" und „Richard III." Diese beiden Rollen donnerte ich Schlenther in haarsträubender Mundart ins Gesicht — und der Tapfere präsentierte mich mit dem Regiekollegium des Burgtheaters. Alle Gewaltigen: Sonnenthal, Lewinsky, Baumeister, Hartmann usw. setzten nach feierlichem Probesprechen und ernsthaftester Debatte ihren Namen unter ein Schriftstück, worauf heute noch zu lesen ist: „Alexander Moissi, geboren . . . . ., Vater . . . . ., Schule . . . . . usw. usw., zum Schauspieler nicht befähigt."

Gottes Wege sind wunderbar — und vielleicht hätte ich mich diesem Urteil gefügt . . . wenn nicht Josef Kainz so unerschütterlich an das Omen seines Steckenbleibens geglaubt und seine starke führende Hand über mich gehalten hätte. Er wies mir meinen Weg, den ich vielleicht sonst verfehlt hätte.

Aus aller Welt.

Hüte deine Augen! In Warschau spielte sich vor kurzem ein Prozeß wegen einer eigenartigen Schadensersatzforderung ab. In dem etwa eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt von Warschau entfernten, als Sommerfrische sehr beliebten Orte Michalin befand sich zur Erholung auch der Herr B. Während nun die meisten anderen jungen Sommerfrischler die Gelegenheit zum Flirten weidlich wahrnahmen, hatte der Herr B. ernstere Absichten, und zwar auf das schöne und auch nicht unbemittelte Fräulein G., das aber gegen seine Herzensergüsse sich ziemlich kühl verhielt. B. ließ jedoch nicht so schnell locker und verfolgte seine Auserkorene auf Schritt und Tritt, was diese aber nur als unangenehme Belästigung empfand. Eines Nachmittags nun sah er das Fräulein G. auf den Hof gehen und in einem kleinen Holzanbau verschwinden, in dem sie sicher hoffen konnte, vor ihrem beharrlichen Verfolger sicher zu sein. B. achtete aber nicht die Heiligkeit dieses stillen Ortes, sondern benutzte auch diese Gelegenheit zu einer Annäherung, denn mit einem Mal sah die G., wie durch eine Ritze in der Bretterwand ein Auge ihr zusah. Nun aber kamen Schreck und Zorn zusammen, sie packte eine Nadel und stach in Richtung des Auges, und zwar so zielsicher, daß B. auf diesem Auge seine Sehkraft verlor. Die Folge war zunächst eine Strafanzeige wegen Körperverletzung, die dem kampflustigen Fräulein drei Monate Gefängnis wegen Ueberschreitung der berechtigten Grenzen der Notwehr mit bedingter Strafaussetzung eintrug, und eine Zivilklage des B. auf 10 000 Zloty wegen Verlusts des Augenlichts, bei der er aber nur den Ersatz der Arztkosten zugebilligt bekam, da die Zivilkammer die Abwehrmaßnahmen der Jungfrau nicht als ganz ungerechtfertigt erachtete.

Ein alter Neger. In Lubbock in Texas starb im Alter von 122 Jahren der Neger Mose Kyle. Er verbrachte 67 Jahre seines Lebens als Sklave und war Vater von 25 Kindern, die er alle mit einer Ausnahme überlebte.

Zahlen vom fallenden Laub. Der Herbstlaubfall vollzieht sich bei den einzelnen Baumarten sehr verschieden. Gewisse Bäume, wie zum Beispiel der Ginkobaum, verlieren ihr Laub alljährlich innerhalb weniger Tage, während die Eichen und Hainbuchen ihre Blätter so langsam abwerfen, daß ein Teil des Laubes, obgleich er längst abgestorben ist, den ganzen Winter über am Baume bleibt. Am schnellsten lösen sich die Blätter bei plötzlichem Frost. Ein Forscher machte die Beobachtung, daß nach einem Nachtfrost ein Bergahorn im Verlauf einer halben Stunde 16 518 Blätter verlor, was einem Abfall von neun Blättern in der Sekunde gleichkommt. Eine Roßkastanie büßte in der gleichen Zeit 6236 Blätter ein, das sind ungefähr drei Blätter in der Sekunde.

Der Städter als Fußgänger. Ein amerikanisches Fachblatt hat ausrechnen lassen, daß ein Händler 75 Meilen in der Woche marschiert, ein Briefträger 22 Meilen an einem Tage, eine Hausfrau, die in einem mehrstöckigen Warenhause einkauft, 7 Meilen täglich; ein Golfspieler, der seine 18 Löcher macht, 8½ Meilen; ein Mädchen im Bureau 57 Meilen in der Woche und ein Tänzer auf der Bühne eine halbe Meile in jedem Akt, während ein Mädchen vom Chor 1½ Meilen im Tag zurücklegt.

Strohtod und Speertod. Als Schmach galt es unseren altgermanischen Vorfahren aus dem hohen Norden, im Bett zu sterben, denn ein an Krankheit Gestorbener sank nach ihren religiösen Anschauungen ruhmlos, ohne die Freuden Walhallas gesehen zu haben, in Hellas Reich hinab; sie nannten diesen natürlichen Tod: Strohtod — den Tod auf dem Stroh! — im Gegensatz zu dem ehrenvollen Speertode, dem Tode auf der Walstatt, von wo die Walküren die gefallenen Helden nach Walhalla geleiteten. Bei den Königen und vornehmen Kriegern war es daher Brauch, wenn sie den Tod durch Alter oder Krankheit herannahen fühlten, sich mit dem Speer „purpurne Runen" zu ritzen, um auf diese Weise doch blutig den Speertod zu sterben.

Fröhliche Ecke.

Rätselraten. In einer Gesellschaft werden die Reihe herum Rätsel aufgegeben. Als der kleine Hans auch eines aufgeben soll, sieht er eine Weile seine Mutter triumphierend an, dann sagt er stolz: „Was istdas? Es wird bald dreißig Jahre alt und haut oft einen kleinen Jungen?"

Höflich. Neuernannter Richter: „Sind Sie schon vorbestraft?" Verbrecher: „Ich hatte bereits die Ehre, von Ihrem verstorbenen Herrn Vater wegen Mordversuchs zu drei Jahren Gefängnis verurteilt zu werden!"

Der richtige Weg. Schwiegermutter: „Meine Tochter ist gestern mit Sack und Pack zu mir gekommen. Was ist hier vorgegangen?" Schwiegersohn: „Ich habe ihr gesagt, sie solle sich zum Teufel scheren!"

Abgeblitzt. Ein junger Mann, der sich entschlossen hatte, einer jungen Dame das große Geständnis abzulegen, war überzeugt, daß ein paar Worte genügen würden, ihm sein Glück zu sichern. Er wußte nur nicht recht, wie er anfangen sollte. Schließlich kam ihm ein Gedanke. Er kam zu der Geliebten, zeigte ihr plötzlich einen Ring — sie hat kein Ende." Die junge Dame sah sich den Ring genau an, dann gab sie ihn zurück: „Meine Liebe zu Ihnen," sagt sie, „gleicht auch diesem Ringe — sie hat keinen Anfang."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań